

Erinnerungen einer Appenzeller Anstaltsmutter

Von Frau Scheurer-Sturzenegger

«Es war einmal, so beginnen alle Märchen.» Aber meine Geschichte ist Wahrheit und begann vor 42 Jahren. Jung vermählt, wie wir waren, meldeten wir uns als Armeneltern. Damals sagte man noch «Armenmutter» oder «Waisenmutter».

Bei der Vorstellung als Armeneltern durften wir das Haus von innen nicht besichtigen. Die damaligen Eltern sagten uns, es sei früh genug, wenn wir gewählt seien. In jener Gemeinde wurden damals die Anstaltseltern nicht vom Gemeinderat, sondern von den Stimmbürgern gewählt. Wir wurden gewählt, und voller Erwartungen traten wir unsere Stelle an. Die abtretenden Eltern empfingen uns nicht gar freundlich vor dem Haus; sie verabschiedeten sich von uns so schnell wie möglich. Es gab keinen Rundgang, keine Bücher- oder Kassenabgabe fand statt, nichts dergleichen. Nur etwas wurde uns mitgeteilt, nämlich: es seien dann 44 Insassen vorhanden, darunter 6 Kinder. So übernahmen wir diese Anstalt. Angestellte waren keine da, solche gab es nicht. In einer Schublade am Esstisch fanden wir das Einkaufsbüchlein und die Insassenkontrolle. Ich hatte jetzt keine Zeit, um Unnötiges zu studieren, denn es ging gegen Mittag, und ich hatte für das Heim zu kochen. In der Küche erwarteten mich zwei Frauen, Luisa und Mina. Die redeten auf mich ein, aber aus ihrem Kuderwälsch verstand ich kein Wort, sie lachten mich an, und es tat mir wohl. Am Tisch sahen wir zum erstenmal unsere sogenannte Armenhausfamilie beisammen.

Es war am zweiten Abend, als ein Insasse beim Gut-Nacht-Wünschen sagte, es sei gut, dass es regne. Jetzt gebe es wieder einmal eine Schlafnacht. Ahnungslos sagten wir, es sei schon so, dass man besser schlafen könne als wenn es so heiss sei. Nein Mutter, sagte der Mann, nicht wegen der Hitze, sondern wegen dem Ungeziefer, welches uns plagt. Ich erschrak nicht wenig. Durften wir daher das Haus nicht vorher besichtigen? Anderntags, bevor ich näher nachsehen konnte, erschien eine Frau aus dem Dorf, um das lahme Babeli zu besuchen. Ich ging mit der Frau ans Bett, und während des Gesprächs sah ich plötzlich einige Wanzen daherspazieren, direkt auf die Decke. Ich war entsetzt und habe mich unsagbar geschämt. Das arme Menschlein konnte sich ja nicht wehren; so wie man es ins Bett legte, musste es liegen bleiben. Ja, es sah überall sehr schlimm aus, in allen Ecken der Zimmer, aber noch schlimmer in den Betten. Schrecklich! Zeit, um mit sich selber Bedauern zu haben, kannte man damals auch nicht; denn sofort musste gehandelt werden. Ausgeräumt wurde nun Zimmer um Zimmer, die Laub- und Strohsäcke verbrannten wir hinter dem Haus. Die Kommission bewilligte uns einen Kredit zum Ankauf von Stoff und ein Fuder Stroh. Strohsäcke nähte ich mit meiner eigenen Maschine bis spät in die Nacht; die Anstalt hatte ja keine Nähmaschine. In der Nähe der Anstalt stand ein Waschhaus oder besser gesagt: eine Waschhütte. Drinnen stand ein alter Waschherd, um Wasser zu kochen, einige alte Holzstanden und wacklige Bänke.

Oben war ein Raum mit Holzbehälter und verschiedenen Geräten. Wenn jemand in diesem Raum herumlief,

fielen Mörtel und Dreck auf die Wäsche herunter. Nun, es musste ja gehen, und es ging. Bis dahin wurde im Monat nur einmal gewaschen; die Leute konnten ihre Wäsche im Monat nur einmal wechseln. Es brauchte noch sehr vieles, bis wir den Wochenturnus einführen konnten. Ja, es setzte manchmal einen richtigen Kampf ab. Es gab solche, welche ihre Kleider einfach nicht wechseln wollten oder sie zogen die saubere Wäsche über die alte an, um uns zu täuschen. Ja, man lernt seine Schäfchen rasch kennen! Es haben schliesslich alle ihre Eigenarten, welche man respektieren lernt und sogar lieben, denn dies gehört nun einmal in eine Anstalt und macht die Atmosphäre aus.

Da war z. B. der Gottlieb, ein grosser schlanker Mann, taubstumm. Beim Gottlieb gab es keine Resten am Ess-tisch, der hatte einen riesigen Appetit; wehe, wenn nichts übrigblieb, dann wurde er böse. Wenn alle andern mit Essen fertig waren, wollte er nochmals anfangen. Er war ein ganz zuverlässiger und fleissiger Kerl, räumte das Esszimmer auf, putzte das Küchengeschirr und Kupferkesseli und noch vieles andere mehr, trug Holz in die Küche, putzte alle Schuhe usw. Alle diese Arbeiten werden ja gewöhnlich kaum beachtet, und doch müssen sie sein. Einen solchen Mann braucht man in einer Anstalt. Ein weiterer Mann ist mir noch gut in Erinnerung; ich kannte ihn schon als Kind. Wir Kinder nannten ihn nur der Chropfhäny. Wenn er betrunken, die ganze Strasse brauchend, daher kam, fürchteten wir uns Kinder, weil er lärmte und ein mächtig grosser Chropf zur Schau trug. Nun, es ging auch mit ihm gut. Wieviele Schicksale kommen doch in einem Armenhaus zusammen! Einen Mann hatten wir aus reicher und gutsituierter Familie; er war ihr einziger Sohn. Die Eltern schickten ihn in die Fremde zur Ausbildung als Kaufmann, damit er einmal das väterliche Geschäft übernehmen könne; sie sandten ihm regelmässig Geld. Aber leider verbrauchte er das Geld für andere Zwecke, nur nicht fürs Studium. So ging es, bis er eines Tages in der Heil- und Pflegeanstalt landete und dort blieb, bis alles Geld aufgebraucht war, dann brachte man den Mann ins Armenhaus mit dem Vermerk, er sei ja harmlos, man könne ihn gut behalten.

So könnte man eigentlich von jedem etwas erzählen, denn hinter jedem steckt ein Schicksal. Besonders auch bei den Kindern. Diese waren unsere Freude, und ihnen widmeten wir uns ganz besonders, soweit es nebst unserer grossen Arbeit möglich war. Vater hatte auch ein enormes Arbeitsprogramm zu erledigen; es war ein landwirtschaftlicher Betrieb mittlerer Grösse angegliedert. Mähdrescher oder sonst Maschinen gab es damals noch nicht. Alles musste von Hand bearbeitet werden. Somit musste man alle männlichen Arbeitskräfte einspannen. Hinter der Waschküche entdeckte der Vater Nagelfluhfelsen. Er sagte sich, wenn man hier sprengen würde, könnte man die schlechten Strassen verbessern und den übrigen Kies verkaufen; das gäbe für die Anstalt wieder einige Franken Einnahmen. Damit könnte man wieder viel Notwendiges anschaffen. Gesagt — getan —, irgendwo trieb er eine Brechmaschine auf, und das Sprengen konnte beginnen. Das Sprengen hatte

aber jedesmal ein turbulentes Vorspiel, denn das Sprengobjekt war etwas zu nahe an den Gebäulichkeiten. Alle Fensterläden mussten heruntergelassen werden, und die Insassen durften das Haus nicht verlassen. Ich musste Wache stehen, damit keiner hinausging, bis das kleine Erdbeben vorüber war.

Um es vorweg zu nehmen: Wir kamen durch diese Schiesserei zu einem neuen Waschhaus. Nachdem es wieder einmal so richtig gekracht hatte und der Steinregen vorüber war, fanden wir kein Waschhaus mehr. Das Waschhaus war ein einziger Steinhaufen, bis auf den Grund alles zusammengeschlagen. «Um Himmelwillen, ist dir der Verstand davongeflogen, so übermäßig zu laden!» entfuhr es mir. «Wo wollen wir nun waschen?» Der Vater lachte und sagte: «So Mutter, jetzt bekommst du ein neues Waschhaus, das ist doch sicher schön.» «Aber, wie willst du es der Kommission beibringen?» «Ja, das werde ich schon schaukeln, das wird gleich geschehen.» Ein Mann ging ins Dorf zum Verwalter, ein Telefon gab es damals im Haus noch nicht. Dafür sind die Insassen die besten Rapportierer. Es ging nicht allzulange, und der Verwalter kam mit seinem Töff daher. Auch die Nachbarn mit dem Rosenwirt an der Spitze. Aller Augen suchten das Waschhaus, aber sie sahen nur einen Steinhaufen. Auf einmal mussten alle lachen und sagten: «Schade war es nicht, jetzt gibt es nun einmal nichts anderes als ein neues zu bauen.» Der Gemeinderat beschloss an einer ausserordentlichen Sitzung, den Waschhausbau im Bürgerheim sofort in Angriff zu nehmen. Dazumal bekam man die Handwerker auch noch schneller als heute. Es entstand in kurzer Zeit ein neues und schönes Waschhaus mit neuem Waschkessi, sogar eine neue Badewanne. Nicht unbedingt zur Freude aller Insassen, denn das Baden war für die meisten neu, es brauchte einen Hausvater mit bärenstarken Armen, um den Leute zu beweisen, dass ein Bad für sie eine Wohltat sei. Eines Tages meldete ein Insasse (Baumhauer genannt), dass der Chropfhäny nicht herunterkomme zum Essen, er glaube, der mache es nicht mehr lange. Um Himmelwillen, wenn der uns nur nicht stirbt, denn an so etwas hatte ich nie gedacht, als wir uns als Eltern meldeten. Aber es war nun einmal meine Pflicht; obwohl mich meine Beine kaum trugen vor Angst, ging ich zu ihm ans Bett. Er wollte, dass ich bei ihm bleibe, und so oft ich konnte ging ich zu ihm. Plötzlich fragte er mich: «Mutter, kannst du das Vater-unser auch beten?» Ich sollte es ihm vorbeten. Ergriffen von seinem Wunsche, betete ich das Vater-unser. Und der sonst so rauhe Häny nickte immer und immer wieder, und immer musste ich das Gebet wiederholen, bis der gefürchtete Chropfhäny hinüber ins Jenseits ging.

Unsere damalige Anstaltskommission war gut, wir hatten ein gutes Einvernehmen untereinander. Sie taten bestimmt ihr Möglichstes, um uns zu helfen, so weit es ging. Man schätzte unsere Arbeit, und so wurde an einer Gemeindeabstimmung beschlossen, unsren Lohn von Fr. 1000.— auf Fr. 1500.— zu erhöhen. Also ein Monatsgehalt von Fr. 125.— für beide. Für unsere eigenen zwei Kinder hatten wir ein zuverlässiges Kindermädchen gefunden, nämlich den 80jährigen Baumhauer. Es war rührend, mit welcher Liebe und Zuverlässigkeit er die beiden Kinder hüttete. Doch kam schnell die Zeit, da er ihnen nicht mehr folgen konnte, denn die Kinderbeinchen waren schneller als die 80jährigen, somit musste er sie mehr suchen als hüten.

Eines Tages befiehl mich ein sonderbares Gefühl. Es zog mich aus der Küche hinaus, ich musste nach meinen Kindern sehen, und ich rannte in den Holzschopf. Dort stand ein geisteskranker Mann mit gehobenem Beil und sagte zu meinem Kind: «Mit dem könnte ich dir jetzt gut den Kopf abhauen.» Der Schreck, den ich hatte, kann nur der nachfühlen, welcher Aehnliches erlebt hat. Nun konnten wir diesen Mann in die Heil- und Pflegeanstalt überweisen. Dafür kam ein anderer zurück. Das war damals so, damit die Kosten für die Gemeinde nicht allzu hoch wären. Heute ist es, Gott sei Dank, doch nicht mehr so, dass der Kosten wegen die Kranken im Bürgerheim verbleiben müssen. Eine willkommene Abwechslung im Anstaltsleben war uns immer die alljährliche Elternversammlung. Es war doch eine Wohltat, mit gleichgesinnten und normalen Leuten zu diskutieren und zu plaudern. Wie wohl tat es uns, wenn die andern es auch nicht besser hatten und wir wieder zufrieden in unsere Anstalt zurückkehren konnten!

Meine Angst um meine Kinder wurde ich nicht mehr los. So beschlossen wir, uns als Waiseneltern zu melden. Damals waren die Elternstellen noch gesucht, denn es meldeten sich damals nicht weniger als 65 Paare. Wir wurden aus all diesen Bewerbern als Waiseneltern ausgewählt. Nach fünf Jahren harter Arbeit und Aufbau konnten wir unsere erste Anstalt doch mit ein wenig Stolz über das Erreichte in andere Hände übergeben. Dass Arbeit und Verantwortung in der Waisenanstalt nicht leichter waren, war uns bewusst. Erstens galt es doch, die uns anvertrauten Kinder, 60 an der Zahl, zu brauchbaren Menschen zu erziehen. Doch eines blieb sich gleich: die Liebe und Freude zum Beruf als Anstaltseltern. Das Haus war schön und sauber. Zwei langjährige Angestellte blieben uns beim Elternwechsel, was wir für gut hielten. Eine Angestellte war in der Kleinkinderabteilung, die andere bei den grösseren Mädchen, welche nähen, flicken, stricken und alle häuslichen Arbeiten verrichten mussten. Am ersten Morgen gab es für uns eine Überraschung. Da kamen viele Kinder mit einem Bündel unter dem Arm die Treppe herunter und verschwanden dann im Waschhaus. Nachher stellten sie sich der Reihe nach im Esszimmer auf: So mussten sich die Kinder jedesmal vorstellen, wenn sie das Bett genässt hatten. Wir sagten uns, das dürfe nicht mehr vorkommen, es wurde auch augenblicklich abgeschafft. Wir mussten den Ursachen nachgehen, warum sowiele Kinder das Bett nässten. Wir fanden deren viele, es besserte überraschend schnell, und in kurzer Zeit waren es nur noch wenige. So konnten wir bei den meisten das Uebel beheben. Für die Knaben begann ein anderes Leben. Vater benötigte sie in der Landwirtschaft. Auch hier gab es noch keine Maschinen; alles musste von Hand genäht und umgebrochen werden. Es wurde mehr Gemüse angebaut, auch vieles andere mehr, und so lernten unsere Pfleglinge das Geschirr richtig handhaben, die Knaben in der Landwirtschaft und die Mädchen im Hause. In der Arbeitsstube wurde damals alles noch selbst angefertigt: Strümpfe, die Kappen, die Handschuhe und Pullover sowie die Kleider. All das lernten unsere Mädchen sowie auch das Kochen. Die schön geflickten Hosen und Hemden, alles war noch Handarbeit. Ach Gott, es war einmal — und doch: es war schön!

Bei Kriegsausbruch im Jahre 1939 musste auch der Vater einrücken, und alle Arbeit und Verantwortung lag

bei den Angestellten und mir. Während des ganzen Krieges hatten wir im Waisenhaus Militär einquartiert, welches in der Nähe der Anstalt ein Pulverhaus bewachen musste; die 11 Mann wurden durch uns versorgt. Als dann noch die Diphtherie ausbrach, durfte Vater viele Wochen nicht mehr in Urlaub kommen. So musste ich mit den Kindern auch die landwirtschaftlichen Arbeiten bewältigen. Ja, es ging — es musste ja gehen. Zwar schreibt es sich heute so leicht, dass es gegangen sei, doch wieviel Sorgen standen dahinter! Unsere Kinder durften von nun an einen Beruf erlernen. So kamen sie nach der Konfirmation in die Lehre. Die Wäscheklein flogen nun regelmässig mit der Post her und wieder zurück, jeweils mit einem Brieflein. Wenn sie nicht allzuweit weg waren, kamen die Kinder übers Wochenende nach Hause, wo sie jedesmal mit Freuden empfangen wurden und von ihren Erlebnissen erzählen mussten. So wurde unter der Woche schon geraten, wer wohl am Samstag wieder heimkomme. Auch die Mädchen durften einen Beruf erlernen. Doch meistens verliessen sie die Anstalt, um eine Haushaltstelle anzutreten. Unsere Mädchen waren überall beliebt, man hatte keine Mühe, sie unterzubringen. Es gab auch Zeiten, da wir wenig grosse Mädchen hatten zur Mithilfe in der Küche; da mussten einfach die Knaben einspringen. Sie taten das noch so gern. Das Gelernte kam viel später zugute. Unsere eigenen Kinder wuchsen inmitten der grossen Schar auf, und keines wollte bevorzugt werden. Noch heute sagen sie, dass sie eine schöne und unbeschwerete Jugendzeit erlebt haben.

Eine Angestellte, die (wie erwähnt) bei unserem Stellenantritt geblieben war, war nun schon 18 Jahre bei uns, und somit über 30 Jahre im Hause. Ja, unserer Tante Anna hatten wir und die Kinder viel zu verdanken. Sie trug durch ihre Arbeit und Liebe viel bei zum Wohle des Hauses. Nach 18 Jahren im Waisenhaus zogen wir uns ins Privatleben zurück. Aber nur für drei Jahre: mich zog es an allen Fasern zurück zu meinem Beruf als Anstaltsmutter. So übernahmen wir wieder eine Armenanstalt oder — besser: ein Bürgerheim. Beim Einzug waren die Türen bekränzt und trugen die Aufschrift: Willkommen! Nach dem Essen verabschiedeten sich die scheidenden Eltern, die ihrerseits auch wieder eine Anstalt übernahmen. Man wünschte sich beidseits viel Glück und Segen. Da waren sie nun wieder, die gleichen Typen, im Grunde genommen dieselben Leutchen wie in unserer ersten Anstalt, nur mit anderen Namen. Auch hier waren wieder verschiedene Charaktere, anständige und verschlossene. Auch von dieser Anstalt gäbe vieles zu erzählen. So z. B. vom Babeli, das mit 80 Jahren immer noch in die Schule wollte, mit Griffel und Tafel jeden Morgen sich ans gleiche Plätzchen setzte und Buchstaben kritzelte. Oder von einer Ida, die mit ihren Sprüchen, unpassenden und verwechselten Wörtern, viel zur Heiterkeit beitrug. Von einem Sepp, einem Emil, Johann und Schläpfer, wie sie alle hießen, von jedem gäbe es viel zu schreiben.

An dieses Bürgerheim war ein grosser Landwirtschaftsbetrieb mit viel Wald angegliedert. Als Hausmutter fiel es mir nicht schwer, zu merken, dass der Betrieb und der Wald der Kommission mehr galten als das Haus. Doch es wurde mit der Zeit auch hier vieles erreicht, manchmal sogar mit Hilfe der Natur. Als es nämlich wieder einmal im Appenzellerland 60 Grad unter Null

war (30 Grad Innerrhoden und 30 Grad Ausserrhoden), sprengte der Frost die nassen, schon längst zerrissenen Abortröhren. Jetzt war es soweit, dass wir endlich einmal richtige Aborte bekamen. Auch viel anderes mehr wurde gemacht. Vater kaufte Farbe, und mit Hilfe eines Mannes, der früher Maler war, wurden alle Gänge und Zimmer gestrichen, so dass alles heller und freundlicher aussah. Ein Insasse, der noch ein kleines Vermögen besass, vermachte es der Anstalt mit der Bedingung, dass es zur Verschönerung des Hauses verwendet werden müsse. Somit konnten wir die beiden Esszimmer neu gestalten, mit neuen Böden, Tischen und Stühlen. Für mich war es eine grosse Freude, als die ersten Gelder der AHV eintrafen, nun konnte ich doch etwas aufatmen. In erster Linie galt es, den Speisezettel zu verbessern. Man durfte doch einmal mehr Fleisch geben; wir hatten ja neben der Landwirtschaft vorher keine Einnahmen.

An der ersten Budgetsitzung ging es ziemlich lebhaft zu. Vater musste den Herren klarmachen, dass diese Gelder nun einmal in erster Linie im Hause Verwendung finden und nicht in die Gemeindekasse fliessen sollten. Es war im Betrieb noch so vieles nötig, z. B. eine Mähmaschine, sogar eine Nähmaschine fand Anklang. Und so wurden dank der AHV doch grössere Zahlen ins Budget eingesetzt zum Wohle der Anstalt. Die AHV-Einnahmen sind nun zur Selbstverständlichkeit geworden, und jede Gemeinde, sei sie noch so arm, kann sich ihr Bürgerheim etwas kosten lassen. Den Eltern und Angestellten werden bessere Löhne bezahlt. Heute fragt man sich, wie man damals mit dem gekürzten Budget haushalten konnte. Ob man sich nicht wünschen sollte, etwas jünger zu sein? Es hatte ja auch sein Gutes, als man noch rechnen und einteilen musste. Es war schon etwas hart für uns Eltern, dem Knecht und der Magd Fr. 200.— bis Fr. 250.— mehr Lohn zu bezahlen als wir bekamen. Heute sind doch in allen Gemeinden die Löhne der Heimeltern besser geregelt als früher sowie auch die Pensionskasse. Die neue Zeit mit ihrer Konjunktur hat viel Gutes bewirkt, auch im Anstaltswesen. Vieles klingt heute beinahe unwahrscheinlich, und doch es war einmal so, vor 42 und weniger Jahren.

Nach 12jähriger Tätigkeit in diesem Bürgerheim begaben wir uns in den Ruhestand, natürlich ohne Pension oder sonstige Renten oder Abfindung. Doch wenn ich nochmals von vorne anfangen müsste, würde ich den Beruf als Hausmutter wieder wählen. Wenn ich so zurückdenke, ist mir durch Gottes Gnade viel Kraft und Liebe geschenkt worden, um sie all den mir anvertrauten Menschen weiterzugeben.

Splitter

Ein jeglicher versucht sein Glück;
Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen;
Der Wagen rollt, die Achsen brennen;
Der Held dringt kühn voran, der Schwächling
bleibt zurück.
Der Stolze fällt mit lächerlichem Falle;
Der Kluge überholt sie alle. Schiller